

Zwischen Trickbetrug und Literatur

Charles Lewinskys neuer Roman «Der Stotterer» schreitet das weite Feld der Fiktion aus

Martin Ebel

Viele Jahre war Charles Lewinsky im Schweizer Fernsehen der Mann für Unterhaltung mit Witz. Seit er sich aufs Romanschreiben verlegt hat – sein grösster Erfolg war 2006 der jüdische Generationenroman «Melnitz» –, neigt er eher zum düsteren Fach. Um nur die jüngsten Beispiele zu nennen: In «Andersen» (2016) liess er einen Fötus, intellektuell voll ausgebildet und mit einer Vergangenheit als Gestapo-Folterer, aus dem Mutterleib heraus erzählen. Eine äusserst waghalsige Konstruktion. In «Der Wille des Volkes» (2017) entwarf Lewinsky für die Schweiz das finstere Zukunftsbild eines repressiven Überwachungsstaats.

Sein neuer Held sitzt im Gefängnis, rechtskräftig verurteilt als Trickbetrüger. Er trägt den schönen Namen Johannes Hosea Stärckle, und seine Schuld bestreitet er durchaus nicht. In rechtem Sündenstolz berichtet er vielmehr, wie er den klassischen Enkeltrick veredelt, ja geradezu zum Kunstwerk erhoben hat: seine Legende als Enkel jeweils über viele Monate aufgebaut, mit liebevoll erfundenen Details ausgeschmückt und nicht per Telefon, sondern im veralteten, aber für die Opfer, alles ältere Damen, passenden Medium des Briefs. Ein fairer Deal, fand er: Er lutschte seinen «Grossmüttern» Geld ab, lieferte dafür aber Romantik und machte ihren Lebensabend ein wenig interessanter.

Mit fingierten Liebesbriefen hatte er einst Rache genommen

Durch einen dummen Zufall flog er auf und hat nun, da wir ihn kennen lernen, noch zweieinhalb Jahre abzusitzen. Er paktiert mit dem Gefängnisgeistlichen, dem «Padre»: Gegen den begehrten Bibliotheksjob – viel Freizeit, viel ablenkende Lektüre – liefert er dem Padre saftige Episoden aus seinem Leben, schriftlich. Denn gut reden kann der Stotterer halt nicht. Schreiben dafür umso besser: Lewinskys neuer Roman ist ein Kompendium adressatenbezogener Literatur. Stärckle füllt den Erwartungshorizont seines Lesers perfekt aus – viel Sünde für die voyeuristische Seite des Padre, ein bisschen Reue zur Gewissensberuhigung.

Die vorgeblich autobiografischen Texte handeln also auch von der Wirkmacht der Literatur. Mit fingierten Liebesbriefen hatte der junge Stärckle sich einst an einem Schul-Quälgeist gerächt; um Bachofen, den Dominator einer Freikirche, in der er aufgewachsen ist, zur Strecke zu bringen, braucht er noch etwas IT-Hilfe.



Sein neuer Held sitzt im Gefängnis: Charles Lewinsky, 72

Foto: Keystone

Die Schreibgewandtheit dieses speziellen Insassen spricht sich im Knast herum; bald soll Stärckle einem besonders schweren Jungen die Gunst eines schönen Strichers erwirken – mit zärtlichen Kassetten. Und da dieser nicht anbeisst, was der verliebte, aber immer reizbare Oberganove aber nicht erfahren darf, verfasst Stärckle auch die Antworten, führt also eine Liebeskorrespondenz mit sich selbst.

Unvermeidlich, dass der gewandte Epistolarist nach Höherem

strebt: nach Anerkennung als «richtiger» Autor. Erster Schritt: ein Geschichtenwettbewerb, ausgeschrieben von einer christlichen Zeitschrift. Stärckle stellt sich die Jury vor und liefert erneut passende Ware: den Bericht einer dem IS-Terror entkommenden Frau, in dem genau die Gräueltaten in genau dem Leidenstonfall auftauchen, wie sich das mitleidensbereite Leser eben so vorstellen. Dann meldet ein Verleger Interesse an der Lebensgeschichte dieses begabten

Häftlings an, und alsbald bekommen wir vier Kapitel perfekt zugeschnittener Schuld- und Sühne-Prosa zu lesen. Die decken sich durchaus nicht mit den aus den Padre-Briefen bekannten Episoden, aber was ist Wahrheit, wenn es um Wirkung geht?

Es fehlt nicht an Sottisen gegen «richtige» Literatur

So treibt der Autor ein raffiniertes Spiel mit einem Protagonisten, der in Chamäleonfarben schillert, je

nachdem auf welchen Adressaten er sich, bildlich gesprochen, setzt. Und Lewinsky treibt das Spiel auch mit uns Lesern, die wir dem Farbenspiel fasziniert folgen, bis sich die Frage aufdrängt, wer da eigentlich erzählt. Denn wie sich die Biografie Stärckles in den verschiedenen Versionen auflöst, so auch seine Person, die wir ja nur in Form biografischer Angebote zu fassen bekommen, also gar nicht. Dieser Erzähler ist eine Leerstelle, zuge deckt mit lauter Spiegeln, die dem Betrachter nur seine eigenen Erwartungen zeigen.

Natürlich steckt in der Karriere Stärckles, gewissermassen vom Trickbetrüger zum Leserbetrüger, ein kräftiger Schuss Literatursatire. Da fehlt es nicht an Zynismen und Sottisen gegen «richtige» Literatur à la «Kunst geht nach Butterbrot», und der Verleger, der auf Stärckles Entwurf eines künftigen Bestsellerautors hereinfällt, ist auch keine Leuchte seiner Branche.

Lewinsky ist ein erfahrener Leserfesselungskünstler

Lewinsky ist selbst durchaus kein Zyniker, sondern ein politisch engagierter Sozialdemokrat, aber den Bösen zu spielen, macht halt mehr Spass (und ist ästhetisch ergiebiger). So entlarvt der wirkliche Autor auch noch die letzte Illusion des Autors-im-Roman, nämlich den Verkaufserfolg: Der kommt zustande durch massenhafte Vorbestellungen, organisiert von einem entlassenen Sträfling, bei dem Stärckle noch etwas guthatte. Das führt zum Schneeballeffekt: Denn den Lesern gefällt das, von dem sie glauben, dass es anderen gefallen hat.

Lewinsky braucht solche Machinationen nicht. Nach seinem Verlagswechsel von Nagel & Kimche zu Diogenes mit seinem schlagkräftigen Marketingapparat erst recht nicht. «Der Stotterer» ist solides Handwerk, sein Autor ein erfahrener Leserfesselungskünstler, dem es lediglich vor lauter Fabulierfreude gelegentlich am Sinn für Ökonomie gebricht. Der Roman ist überdies eine narrativ verkleidete Reflexion über die Erwartbarkeit der Welt – und welche Folgen das für das Erzählen hat. Dieser Stärckle hätte sicher auch das eine oder andere Relotius-Stückli liefern können.



Charles Lewinsky:
«Der Stotterer»,
Diogenes, Zürich,
410 S., ca. 32 Fr.
(ab 20. März in den
Buchhandlungen)

Lesung: Montag, 1. April,
Kaufleuten Zürich, 20 Uhr